

vor den Lebendigen und Toten.
 Was brauche ich eine Rüstung,
 wozu ein Schwert, wenn es
 den Feind zu treffen
 jeglicher Kraft entbehrt?
 Was aus der Erde sproßt,
 ist mir ein anvertrautes Gut,
 wie kann ich da noch essen,

wie Wasser zu mir nehmen?!«

Er erhob sich und trat,
 die Arme über dem Herzen gekreuzt,
 vor die Tür, und wie sein Blick
 auf die erhabenen Berge fiel,
 begann er bitterlich zu weinen.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Leonhard Kossuth

Ilia Čavčavaže – unser Zeitgenosse

Als seien Jahrzehnte vergangen, seit ich in Georgien an den Feierlichkeiten zum 150. Geburtstag von Ilia Čavčavaže teilgenommen habe – so scheint es mir angesichts der jetzigen Umwälzungen. Doch zugleich sensibilisiert sich das Zeitgefühl – was sind schon 150 Jahre vor der Geschichte? Und in der Erinnerung an 1987 wird mir Ilia, durch dessen Werk die Stürme seiner Zeit tosen, fast zum Zeitgenossen.

Einige Gäste dort, beim Jubiläum, brachten ja auch noch eine ganz unmittelbare, persönliche Beziehung zum Dichter und seiner Zeit ein. Unter ihnen Erica Garibaldi aus Italien, Direktorin der Internationalen Giuseppe-Garibaldi-Universität. Als Student hatte Ilia Čavčavaže davon geträumt, sich dem »Zug der Tausend« ihres Großvaters Giuseppe, dessen Kampf um einen unabhängigen Nationalstaat anzuschließen, hatte er der Botschaft von »Ketten, die man sprengt« sogar ein Gedicht gewidmet. – Aus England war Andrew Wardrop gekommen. Gut neunzig Jahre davor hatte sein Vater Oliver zusammen mit Schwester Marjory Wardrop Ilia aufgesucht – so nennt man den Dichter in Georgien – ; ihre später in London publizierte englische Nachdichtung des

Poems »Der Eremit« erschien nun in Tbilisi als Jubiläums-Nachdruck. – Durch keinen »Enkel« vertreten, wenn wir nicht die heutige Čavčavaže-Übersetzerin Kristiane Lichtenfeld dazu ernennen wollen, aber immer wieder genannt wurde der Schriftsteller Arthur Leist aus Deutschland (1852–1927). Auf Einladung Ilias war er 1884 zum ersten Mal nach Georgien gekommen, 1892 wurde er in Tbilisi seßhaft, und dort schuf er die ersten deutschen Ilia-Čavčavaže-Nachdichtungen, schrieb er mehrere bis heute lesbare Bücher über Georgien.

Insgesamt waren mehr als hundert ausländische Gäste gekommen, Gäste aus dreißig Ländern – inländische »Nachbarn« nicht mitgerechnet. Mit welcher eleganter Akribie analysierte der venezianische Professor Luigi Magarotto auf einer wissenschaftlichen Konferenz Ilia Čavčavažes Poem »Der Eremit«, die darin enthaltene zeitenüberdauernde Lebensphilosophie! (1883 entstanden, handelt das Poem von der Versuchung des Eremiten durch ein Hirtenmädchen und von dem tödlichen Ausgang des Zwiespaltes, in den er stürzt.) Mit welcher Leidenschaft argumentierte der malinesische Schriftsteller Albakaye Ousmane Kounta die Aktualität von Ilias Erzählung »Ist

denn das ein Mensch?«, bezogen auf seinen afrikanischen Erlebnisbereich. Von seiner als Gastgeschenk mitgebrachten Čavčavaže-Ausgabe berichtete der japanische Verleger Komiyama Ryohei in georgischer Sprache, mochte sich das vom Tonfall her auch etwas japanisch anhören. Und »glücklich, endlich den Mtačminda – den Heiligen Berg von Tbilisi – betreten und eine Nelke auf Ilias Grab legen zu können«, nannte sich Dr. Kim Braithwaite, Lehrer für georgische Sprache und Geschichte an der Universität von Arizona in den USA; natürlich hatte auch er, wie so viele unter den Jubiläumsgästen, Čavčavaže übersetzt.

Ein Kolloquium fand in Qvareli statt, einer Weingegend hundert Kilometer östlich von Tbilisi. Dort wurde Ilia am 27. Oktober 1837 geboren, in einer turmähnlichen Burg neben dem Wohnhaus der Fürsten Čavčavaže, da das Dorf an eben jenem Tag von Lesgiern überfallen wurde; das war sechsunddreißig Jahre nach der Eingliederung Georgiens in das russische Imperium, im selben Jahr, da Puschkin im Duell getötet wurde, und siebenundzwanzig Jahre vor der Aufhebung der Leibeigenschaft in Georgien (1864/71), also später als in Rußland. Eine weitere Exkursion galt Saguramo, nördlich von Tbilisi gelegen, noch hinter der alten georgischen Hauptstadt Mcxeta. Das dortige Landgut war ein Erbteil von Olya, der Frau des Dichters, die dieser – wie im biographischen Roman »Ilia« von Aleksandre Kalandaze nachzulesen – wegen des Widerstandes der Familie gegen einen mittellosen und in öffentliche Auseinandersetzungen verstrickten Bewerber wie ihn zur Eheschließung faktisch entführt hatte. Für Ilia war dieser Ort eine Stätte der Entspannung und des literarischen Schaffens. Jetzt waren überall Tische gedeckt, als begrüße der Dichter – wie alljährlich zu Lebzeiten – selbst seine Geburtstagsgäste. Doch die meisten

Jubiläumsveranstaltungen wurden in der Hauptstadt Tbilisi abgehalten, der wichtigsten Station in Čavčavažes Biographie.

In Tbilisi besuchte er das Gymnasium, von hier aus reiste er 1857 zum Jurastudium nach Sankt Petersburg – für vier Jahre, in denen er nicht nur besonderes Interesse für politische und ökonomische Fächer an den Tag legte, sondern auch die Werke von Belinski, Tschernyschewski und anderen revolutionären Demokraten studierte, sich neben der Geschichte und Literatur Georgiens die russische Literatur zu eigen machte. Und schon seine frühen Poeme, Gedichte, Erzählungen, Aufsätze, die er zur Veröffentlichung nach Tbilisi schickte, provozierten hier durch ihre Auflehnung gegen Stagnation, gegen den Provinzialismus in gesellschaftlichen Strukturen und in der Literatur sowohl leidenschaftliche Zustimmung als auch erbitterte Verurteilung.

Vorzeitig nach Tbilisi zurückgekehrt, um Repressalien wegen seiner Teilnahme an Studentenunruhen zu entgehen, wurde Ilia Čavčavaže bald geistig und organisatorisch zu einem Führer im Kampf um gesellschaftliche Erneuerung und nationale Souveränität. Eine wichtige Rolle spielten dabei von ihm gegründete und geleitete Zeitschriften. In seine vielseitige Arbeit flossen auch Erfahrungen ein, die er als Schiedsrichter im Zusammenhang mit der Aufhebung der Leibeigenschaft und später als Friedensrichter sammeln sollte. Unter Ilias Vorsitz unterstützte die Adelskreditanstalt so wichtige kulturelle Einrichtungen wie die »Gesellschaft zur Alphabetisierung der Georgier«, das georgische Theater und das georgische Gymnasium. Der Dichter war sowohl Vizepräsident der »Kaiserlichen wirtschaftlichen Gesellschaft« als auch Vorsitzender der »Georgischen dramatischen Gesellschaft«. Herausragende Bedeutung gewann die von ihm 1886 gegründete Tageszeitung »Iveria«; sie nahm ihn so in

Anspruch, daß er sogar im Redaktionsgebäude wohnte, bis er 1902 in ein nahegelegenes eigenes Haus zog. 1906 wurde er auch Mitglied des Staatsrates in Sankt Petersburg – als Abgesandter des georgischen Adels, aber mit dem erklärten Ziel, dort »die Interessen ganz Georgiens und aller Georgier« zu verteidigen.

Als Patriot und »Separatist« trotz Bekenntnis zur staatlichen Einheit mit Rußland von der zaristischen Geheimpolizei seit langem observiert, wegen seiner sozialen, auf gesamtgesellschaftliche Interessen orientierten Haltung vor allem von konservativen Teilen des georgischen Adels angefeindet, stieß er auch bei den aufkommenden Sozialdemokraten auf Ablehnung: Sie, die »Jungen«, warfen ihm vor, als Bankier, Gutsbesitzer und Nationalist dem Klassenkampf im Wege zu stehen. »Die Sozialisten«, so heißt es in dem bereits erwähnten Roman von *Kalandaze*, »sahen in Ilia Čavčavaze einen Feudalen, die Feudalen einen Sozialisten.« Ein bis heute nicht voll aufgeklärtes Komplott führte am 30. August 1907 zu Ilias Ermordung; die Mörder hatten ihm auf seinem Heimweg von Tbilisi nach Saguramo aufgelauert.

Nun, Jahrzehnte nach seinem Tod, wurde nicht nur in den ehemaligen Redaktionsräumen der »Iveria« eine große Fotodokumentation seines Lebensweges eröffnet, sondern vor internationalem Forum sein Werk neu gesichtet. Als deutscher Konferenzteilnehmer konnte ich in meinem Beitrag nicht an einem Gedicht vorbeigehen, in dem er sich – selbst ein Verehrer, zum Teil auch Nachdichter Lessings, Schillers, Goethes, Heines – von Goethes Ballade »Der Sänger« abhob. Nicht »dem Vogel gleich« singe er, bekennt er programmatisch, sondern: »Gott befrag ich, die Zukunft schon/ meinem Volke vorzudenken.« (»Der Dichter«, 1860) Vor allem stellte sich mir natürlich die Frage, was Ilia – über die wenigen

neuen Nachdichtungen in einer deutschen Anthologie georgischer Poesie hinaus – dem deutschen Leser heute noch zu sagen hätte.

Schon in seinem ersten großen Poem »Vision«, 1859 in Sankt Petersburg geschrieben (Endfassung 1872) läßt Čavčavaze einen aus dem schneebedeckten Qazbegi als Erscheinung hervortretenden »geheimnisvollen Alten« brennende soziale Fragen wie die Leibeigenschaft oder den Verlust der nationalen Souveränität Georgiens nicht nur in historische nationale Dimensionen stellen, sondern sie an höchsten Menschheitsidealen messen. So macht er gerade die eigene Bezauberung durch die Naturschönheiten seines Landes, den eigenen Nationalstolz zur Quelle einer kompromißlosen Kritik an den Zuständen und an seinen georgischen Zeitgenossen. Die Kundgaben des »Alten«, der sich als Georgiens »unsterblicher Geist«, als sein »beteiligter Weggefährte« bezeichnet, gelten, zu aphoristischen Verallgemeinerungen tendierend, einer in stetem Wandel begriffenen Wirklichkeit, bewegen den Leser gerade damit über Zeit- und Ländergrenzen hinweg. – Dem Genre des Poems blieb der Dichter auch weiterhin treu, wobei sein letztes Poem, »Der Eremit«, zu einem neuen Höhepunkt wurde.

Über die ersten Prosawerke Ilia Čavčavazes – etwa zugleich mit den frühen Poemen entstanden – schrieb der Zeitzeuge Arthur Leist unter Verwendung der deutschen Namensform für Ilia: »Erst Elias Tschawtschawadse legte mit seinem ›Kazia adamiani?‹ (Ist das ein Mensch?) die eigentliche Grundlage zur georgischen Erzählkunst. Dieses zu Anfang der sechziger Jahre erschienene Werk klang wie ein Weckruf zu einem neuen Leben und rüttelte die in ihren feudalherrlichen, mittelalterlichen Schlummer versunkenen Landsleute des Dichters zu einem bitteren Erwachen auf.« Insgesamt sind –

neben »Notizen eines Reisenden« (1861/71), »Am Galgen« (1879) – vor allem drei große Erzählungen hervorzuheben.

Die »Erzählung eines Bettlers« (1859), eine der beiden frühen, ist als Lebensbeichte des Leibeigenen Gabriel angelegt, der zum Räuber geworden ist, nachdem sein Gutsherr, Recht durch Willkür ersetzend, seine Braut geschändet und dazu weitere Unmenschlichkeiten vollbracht hat. Ein solches Sujet – hier erwächst es aus den Traditionen eines stolzen Bergvolkes, heute würden wir es auf ausweglosen individuellen Terror zurückführen – muß dem Autor sehr am Herzen gelegen haben; einem ähnlichen widmete er ein Jahr später auch sein Poem über den edlen Räuber Kačo. Aber seine eigentlichen Dimensionen bezieht die Erzählung aus der Rolle, die für den Bettler – auch im Rückblick auf sein ganzes Leben – ein seiner Mission verpflichteter Geistlicher spielt; sie beeindruckt durch eine humanistische Sicht auf menschliche Beziehungen und Werte, die soziale Veränderungen geradezu fordert. – Auch in der Erzählung »Otars Witwe« (1887), die knapp dreißig Jahre später entstand, löst tragische Liebe den eigentlichen Konflikt aus. Der Unfall-Tod des Bauernsohns Giorgi, der den Hof seiner unabhängigen und stolzen Mutter verlassen hat, um als Knecht des Fürsten Arčil dessen Schwester Keso nahe zu sein, ohne daß diese seine Gefühle auch nur ahnte oder ernst nehmen könnte, gibt seinem durchaus intelligenten fürstlichen Herrn Anstöße zu Erkenntnissen: Für sie und ihresgleichen sei die »Brücke« zu den Bauern und deren von Arbeit erfülltem Leben längst eingestürzt, und ein weiter Weg aus »Tränen und Qualen« stünde ihnen bevor, ehe aus den Trümmern eine neue Brücke entstehen könne. Die Brücken-Metapher, Ausdruck eines wichtigen Elements seiner

Gesellschaftskonzeption, findet sich auch in anderen Werken von Ilia Čavčavaže.

»Keine Liebestollheit, keinen Meuchelmord« gibt es in der Erzählung »Ist denn das ein Mensch?« (1858/63), so heißt es da schon zu Beginn. Als meisterliches Frühwerk des Autors – und als seine einzige Grotteske – entstand sie in der Endzeit der Leibeigenschaft in Georgien. Mit welchem Einfallsreichtum, welcher ironischen Bewunderung und Wärme gestaltet Ilia Čavčavaže die in ihrer Anmaßung und Dummheit komischen Selbstwertäußerungen von Fürst Luarsab Tatkarize und Fürstin Darežan! Die in der Originalüberschrift gestellte Frage beantwortet sich da, wo jeder Dialog zum Scheindialog wird, jede Handlung, sogar Brautwerbung und Hochzeit zum Schwank geraten, von selbst. Einen I-Punkt auf den Ausdruck sozialer Überlebtheit der Noch-Leibeigenenherren setzen die nachsichtig-spöttischen Repliken der Noch-Leibeigenen, als Luarsab und Darežan die »Hellsicht« der Wahrsagerin bestaunen.

Dennoch ging es Ilia Čavčavaže nicht um sonderbare Ausnahmeerscheinungen in der Gesellschaft. »Unverkennbar ein Georgier«, spitzt er immer wieder satirisch zu. Vergleiche des von ihm geschaffenen Typs mit anderen – etwa Gogols »Altväterlichen Gutsbesitzern« oder, neunzig Jahre darauf Mixeil Žavaxišvilis »Die Gefangenen Žaqos« –, Vergleiche auch der Umstände, die einen solchen Typ entstehen lassen, bieten sich an. Der Autor selbst diagnostiziert in der Erzählung: »Zufriedenheit ist die tödliche Krankheit des Menschen.« Damals verwendete man dafür noch nicht den Begriff »Stagnation«. Wie sehr Čavčavazes Sensibilität über alle Grenzen hinweg einer als Prozeß verstandenen Geschichte galt, sollte wenig später seine poetische Reaktion auf den Sturz der Pariser Kom-

mune 1871 bezeugen: »Wieder hält das Alte... den Weltenlauf an... «

Zu Ilias Jubiläum gab es auch eine seinem Leben und Werk gewidmete Kunstausstellung. Inmitten der politischen Kämpfe stehend, war er schon zu Lebzeiten mit Karikaturen bedacht worden, zum Beispiel von dem Georgiendeutschen Oskar Schmerling. Die erste Sammelausgabe seiner Werke 1914 hatte der Georgienpole Henry Hryniewski künstlerisch gestaltet, und sie zählt bis heute zu den schönsten. Mittlerweile gibt es Illustrationen sehr vieler georgischer Künstler, zu besichtigen in mehreren Museen von Tbilisi, in Saguramo, in Qvareli. Besonders zahlreich sind die Grafiken zu »Ist denn das ein Mensch?«, und ich hatte das Glück, die Arbeiten von Dimitri Eristavi in dessen Atelier betrachten zu können. 1931 in Tbilisi geboren, hat Eristavi die dortige Staatliche Kunstakademie absolviert, lehrt jetzt selbst an deren Fakultät für Grafik und hat sich als Maler, Buchillustrator, Filmbildner über die Grenzen seines Landes hinaus einen Namen gemacht.

Schlendert man den breiten, einige Kilometer langen Čavčavaze-Prospekt entlang, so findet man ein überraschendes Bildnis von Ilia Čavčavaze: sein Kopf vor

einem golden strahlenden Meaillon, so daß es aussieht, als habe er einen Heiligenschein. Und tatsächlich, dieses zum 150. Geburtstag des Dichters enthüllte Denkmal spielt darauf an, daß in die georgische Nationalkirche heiliggesprochen hat. Indessen läßt sich schon von Ilias Frühwerk ein Bogen zu diesen Bildnis schlagen – war doch der Bettler, nach dem die erste Erzählung benannt ist, bereits jenem Geistlichen begegnet, der ihm nicht nur »das Antlitz einer Ikone« zu haben schien, sondern dann zum Leitbild fürs Leben werden sollte! Seinem dort postulierten und durchaus irdischen Ideal ist Ilia Čavčavaze, seit langem als »Vater der Nation« verehrt, selbst gefolgt.

Welche Stellung würde Čavčavaze im Georgien, in der Welt von heute beziehen? Welche Zukunft würde er - Gott befragend – heute seinem Volk vordenken? Damit der deutsche Leser einen Blick in die geistige Welt Ilias werfen kann, hat Kristiane Lichtenfeld die Erzählung »Ist denn das ein Mensch?« aus den Georgischen übersetzt; unter dem deutschen Titel »Die vertauschte Braut« und mit zehn Grafiken von Dimitri Eristavi soll sie eines Tages als Buch erscheinen. Das vorliegende Heft der »Georgia« bietet Proben von beidem (Taf. 5-6).

Ilija Čavčavaže

Der Dichter

Lied, mein Lied, nein, ich sing es nicht
dem Vogel gleich, dort im Blauen.
Mag er zwitschern – wozu soll ich
mit Wohllaut die Welt erbauen?

Gewiß, weiht auch der Himmel mich –
das Volk muß mich lehren, lenken.
Gott befrag ich, die Zukunft schon
meinem Volke vorzudenken.

Opferflammen wie vom Altar
mir heiß aus dem Herzen schlagen –
daß meinem Volk ich Bruder sei
in Lust und in Trauertagen;

auf daß sein Schmerz die Seele mir
als mein eigener Schmerz bedränge,
sein Glück als wie sein Unglück auch
das starke Herz mir versenge.

Wenn Funken mich vom Himmel erst
mit heiliger Glut erfüllen,
werd ich singen, und dieses Lied
wird des Volkes Tränen stillen.

(Nachdichtung: Leonhard Kossuth)

Ilija Čavčavaže

Ist denn das ein Mensch?

(Taf. 5–6)

I
Fürst Tatkaridses Anwesen war ein
Schmuckstück. Der Leser stelle sich in
einem mittelkarchaischen Dorf ein offe-
nes Tal vor, und inmitten dieser Senke
einen zweigeschossigen Bau aus Feld-
steinmauerwerk. Die Geschosse waren
folgender Art: unten befand sich der mit
Rebenreisig gedeckte Marani, an dessen
Rückwand lehnte das einzige, von einer
Galerie mit Geländer gesäumte Zimmer.
Am Geländer klebte schwalbennestartig
ein Bretterverschlag, er diente zum Ver-
wahren des Bettzeugs. Etwas abseits stan-
den ein Holzhäuschen, welches den in die

Erde versenkten Brotbackofen, den
Tone, beherbergte, und dahinter die Vor-
ratshütte, auf die sich der nur einkamme-
rige Maisspeicher stützte, ein kläglicher
Anblick! Auch ein Gärtchen war da, von
einem Lattenzaun umschlossen. Dicht am
Zaun schimmerte ein altes Strohbüchden,
das die Zeitläufte tief zur Erde gebeugt
hatten – es schien, als habe sich das
Büchden in den Schatten zur Ruhe legen
wollen, sei aber, jäh vom Hexenschuß ge-
troffen, mitten in der Bewegung erstarrt.
Der Hof dieses Fürstensitzes erstreckte
sich beträchtlich in die Breite und in die
Länge. Ein alter Flechtzaun umfriedete

ihn, darin klafften mancherorts Lücken, doch dem derzeitigen Besitzer kam es nicht in den Sinn, irgend etwas auszubessern. Unverkennbar ein Georgier!

Den Zaun unterbrach eine riesige Tor-einfahrt, jedoch einer der Torflügel hing – wohl schon das zweite Jahr – so jämmerlich an einer Angel, daß es aussah, als hielte der Pfosten ihn gepackt, um ihn zu verprügeln, er aber wolle nur eilends entweichen. Gleich neben dem Tor lag eine wahrhaft geräumige Tenne, der Strohhaufen darauf nahm ihre gesamte Südseite ein und stieß gar gegen die Scheune. Ach, was für eine komische Scheune das war – so dümmlich-versonnen, mit schiefer Schulter steht nur eine Gans da, die sich den Flügel gebrochen hat.

Im Knabenalter konnte der Verfasser mancherlei Kurzweiliges um solche Strohhaufen her beobachten: Sorglose Schweine veranstalteten hier, unter betörendem Gegrunz, Schmausereien, viele Male durchstöberten ihre weichen Rüssel den duftenden Berg, mit solchem Eifer und Feingefühl, daß einem kein Zweifel blieb – dies waren wirklich Schweine. Und dann ihre Späße, ihre Zärtlichkeiten! Ach, unbeschreiblich. Wohlgefällig stupsten die Schweine einander immer wieder mit dem Rüssel. Und das Gequieke dabei! Solcherlei kosende Püffe pflegte unser Bauersmann seinem frisch heimgeführten Eheweib zu verabreichen. Jemand hat einmal gesagt: »Die georgische Liebe drückt sich in Schmähungen aus«, ich hingegen behauptete, daß ein Puff noch eine scherzhafte Zärtlichkeit ist. Auf der Behörde freilich verhält sich das anders: dort wirken Püffe belehrend und haben die Kraft von Argumenten. Aber darum soll es hier nicht gehen.

Der Hof in seinem Innern starrte vor Schmutz wie das Herz eines alten Beamten. Viel Geschick war nötig, um zum Hausherrn vorzudringen, ohne sich über

und über zu besudeln und mit den feinsten Düften zu behaften. So weit zum äußeren Anblick, doch nun, meine Herrschaften, wollen wir uns zu Fürst Tatkaridse ins Haus begeben.

Übrigens, Vorsicht empfiehlt sich dabei. Der Fußboden nämlich besteht aus Ziegeln. Das an sich wäre nicht schlimm, doch fehlt hier und da ein Ziegel, und an seiner Stelle lauert ein Loch. Darum muß man die Augen aufsperrn, denn wehe, wenn der Fuß in solch ein Loch gerät – das wünscht man keinem Feind! Entweder bricht man sich den Hals oder aber das Bein. Freilich bittet der Hausherr viele Male höflichst um Verzeihung, doch wie jedermann weiß, vermögen Entschuldigungsworte den Hals nicht zu kurieren, und auch für ein gebrochenes Bein sind sie keine Wundermedizin. All den Gefahren ließe sich noch entrinnen, wäre das Zimmer beleuchtet, doch o je, das ist nicht so. Zwar gibt es zwei Fenster, die um einiges größer als Schießscharten sind, dennoch ist das Zimmer dunkel, weil nämlich ein besonders findiger Mensch, anstatt in die Fichtenholzrahmen Glas einzusetzen, diese mit gefettetem Papier beschlagen hat. Wie das Sprichwort sagt: »Schlauheit geht über Kraft, man muß nur einfallsreich sein.« Was aber den Einfallsreichtum anbelangt, so kann es der gewitzteste Schwätzer Europas nicht mit einem Georgier aufnehmen.

Solcher Art Fensterausstattung begegnete ich übrigens vielerorts. Oftmals zierete das Fettpapier ein Muster, mit einer Nadel ausgestochen: bald ein Herz, bald ein Kreuz, bald eine Inschrift, wie meinetwegen diese: »Wie steigt ein Bär wohl auf den Baum, eia-eia-he!« Gewiß sind das Werke von Frauenhand. Wenn schon, was ist daran tadelnswert? Die gute Frau ist es leid, Davids Psalmen herzusagen, Trübsinn und Langeweile plagen sie, und um der Zerstreung willen, damit der fade Tag herumgeht, setzt sie sich ans Fenster,

zieht die Brosche aus dem Kleid und widmet sich der wahrlich anregenden Beschäftigung. Wie heißt es doch: »Nutzloses Tun ist immer noch besser als nutzloses Dasitzen.«

Im einzigen Zimmer der Tatkaridse standen, einander gegenüber, zwei lange Liegen, bedeckt mit so makellosem Filz und mit so feinen Teppichen, daß, sobald die Fürstin sich vom Lager erhob, jede durchlauchtige Bewegung des durchlauchtigen Beins Ihrer Durchlaucht eine so bildschöne Staubwolke aufwirbelte, daß sich das Auge daran nicht sattzusehen vermochte. Zwischen den beiden Liegen, an der östlichen Wand, dunkelte, einem zahnlosen Greisenmund ähnlich, ein außen wie innen rußschwarzer Kamin. Mannigfaltige Dinge, bunt verstreut, zierten den Raum – schmutzstarrende, einst weiße Karabachtiefel, ein kupferner Wasserkrug mit abgeschlagener Tülle, ein speckiger Leuchter, eine kupferne Teekanne mit zerkochtem Teekraut, ein Stück gedörrten Störrückens und allerlei mehr.

II

Nun glaube der Leser nicht, das Anwesen hätte einem armen Mann gehört und sich darum in so beklagenswert verwildertem Zustand befunden – weit gefehlt, der Hausherr nannte zwei Dutzend kräftiger Bauern sein eigen, die ihm gut und gern zehn Wagen Abgabekorn einbringen konnten, dazu eine stattliche Zahl Schafe sowie an die hundert Pferde, welche ein aufgeklärter Gutsbesitzer nicht geringer schätzte als Leibeigene. So weit die be-seelte Habe. Dazu kam die unbeseelte: zwei ausgedehnte Weingärten sowie Ackerland für hundertundfünf Arbeitstage. Solch ein Besitz ist kein schlechter Schatz in der Hand eines, der ihn zu verwenden weiß. Weshalb denn war es so übel darum bestellt?, mag der erstaunte Leser fragen. Weil der Hausherr Geor-

gier war, antworte ich, überzeugt von der Schlagkraft meines Arguments. . . .

Jawohl, das prächtige Anwesen bewohnte ein Georgier. In wonniger Sorglosigkeit lebte hier Fürst Luarsab Tatkaridse, ein Mann von vierzig Jahren, mitsamt seiner Ehefrau, der Fürstin Dare-dshan.

Fürst Luarsab Tatkaridse, ein Georgier von altem Schlag, war rund und wohlgenährt wie – man verüble mir nicht den Vergleich – ein gut gemästeter Bulle. Seine Durchlaucht hatte das Äußere eines würdigen Mannes: der Kopf war so groß, daß sein Gewicht den baumstamm-dicken Hals tief zwischen die Schultern drückte; die Wangen leuchteten hochrot wie Apfelbacken, sehr gewinnend wirkte das dreifach herabwallende Kinn, und die stets geweiteten, blutunterlaufenen Augen erweckten den Eindruck, als würge den Mann ein Strick! Der gedunsene, weit vorgereckte Bauch sorgte für Respekt, die kurzfingerigen Hände waren fettgepolstert und behaart, klobigen Rundhölzern glichen die Beine – alles dies zusammen und jedes für sich bildete die imposante Hülle für Fürst Luarsabs »vom Himmel eingehauchte Seele«. Die Seele indessen kam nirgends zum Vorschein, wer weiß, sie war wohl in seiner Durchlaucht Fett aufgegangen. Ein Georgier mag nichts, was der Wind herbeiweht und der Wind wieder davonträgt – unser Fürst wird die »vom Himmel eingehauchte Seele« doch nicht für leeren Wind gehalten haben?

Bildung irgendwelcher Art hatte unser Fürst, Gott sei's gelobt, nicht genossen. Das Lernen hätte ja auch am Fett gezehrt. Wie oft geschieht es, daß bei der Schwindsucht des Geistes das Fleisch triumphiert und umgekehrt – wenn der Geist in Blüte steht, das Fleisch vergeht. So gelten Schwindsüchtige gemeinhin als weise Leute. Eben darum, will mir scheinen,

nahm Fürst Luarsab es nicht allzu schwer, daß er ohne Bildung war.

»Bildung ist die Pest von heute«, pflegte er mitleidig zu sagen, so als dauerte ihn die von solchem Unheil heimgesuchte Welt.

Recht hatte seine Durchlaucht: so, wie er aussah, war der Mensch ein Faß ohne Boden, Tag für Tag stopfte man Essen und Trinken hinein, und doch nie wurde es voll. . . Dank seiner durchlauchtigen Vernunft konnte seine Durchlaucht es an sich selbst beobachten, daß der Mensch dieser seiner Bestimmung auch ohne Bildung sehr wohl gerecht zu werden imstande war, namentlich ein Mann, der Viehherden und Leibeigene besaß – Leibeigene, die sich vom Vieh nicht sonderlich unterschieden.

»Ach, die Zeiten haben sich geändert«, seufzte Fürst Luarsab gelegentlich, »die alten Zeiten, wo sind sie hin? Seit es dieses Teufelszeug von Schulen gibt, ist es aus mit dem Georgier, jawohl. Blaß und heruntergekommen sind unsere Söhne! Sie essen nicht mehr, trinken nicht mehr, was sollen das für Männer sein? Dafür können sie lesen und schreiben, na und? Wenn ich nicht lesen und schreiben kann, bin ich deshalb kein Mann, einer, der Respekt einflößt? Ha! Mir mangelt's weder an Fleisch noch an Farbe. Lesen und schreiben – das ist doch nichts für Männer, höchstens Weiberkram. Ich lobe mir die frühern Zeiten! Früher, da hatte alles seinen festen Platz, alles steckte in der passenden Haut, jawohl! Ein gutes Pferd, ein gutes Gewehr, eine flinke Hand, und fertig war der brave Mann.«

Ach, mein lieber Luarsab! Ich weiß, du bist aufrichtig wie alle Georgier alten Schlages, aber die früheren Zeiten sehnst du herbei, ohne zu wissen, was daran Herbeisehnenswertes war. Gibt es denn jetzt keine Pferde? Keine treffsicheren Gewehre? Und finden sich zu wenig flinke Hände? Das alles ist auch heute da, nur

fehlt das Herz von einst, das Feuer des Herzens, seine Opferbereitschaft fürs Vaterland, die sich des guten Pferdes und des guten Gewehrs für eine gute Sache bediente. Früher, da schmückte der Mann Pferd und Gewehr, heute schmücken Pferd und Gewehr den Mann. Gewiß, die alten Zeiten waren gut, aber sinnvoll erscheinen mir auch Besarion Gabaschwilis Worte: »Weniges zu besitzen ist besser, als vieles besessen zu haben.« Das sollten wir beherzigen und nicht länger unnütz schwätzen.

Wenngleich sich Luarsab der heutigen Zeiten wegen grämte, so strahlte doch sein Gesicht stets vor froher Einfalt. Spanne zwei Ochsen zusammen, und sie werden einander entweder in der Farbe gleich oder im Charakter, lautet ein Sprichwort, und ich fand es nirgends so trefflich verkörpert wie in Fürst Luarsabs Hause. Fürstin Daredshan nämlich, die liebwerte Gattin, war genau ihres Mannes andere Hälfte, und beide waren sie so »ein Geist und ein Fleisch«, wie es in der Heiligen Schrift geschrieben steht. Ein Paar von derselben drallen Rundlichkeit und mit derselben strahlenden Einfalt im Gesicht. Wie zwei Vögelchen lebten sie turtelnd dahin, weit weg vom Lärm der schnöden Welt.

Wenn der Hahn am Morgen krächte, schlug das glückliche Paar die Augen auf, Daredshan flog eilends aus dem Bett, indessen Luarsab, der Hätschling, meist noch genüßlich liegenblieb. Unangekleidet, sogar ohne ein Hemd auf dem Leib, rollte er sich aus dem Bettzeug auf die blanke Liege, ächzend, stöhnend und gar noch andere Laute von sich gebend. Manches Mal frönte er solcher Genüßlichkeit bis zur Mittagmahlzeit.

Bei den Georgiern heißt es: Wessen Körper mit Haarwuchs gesegnet ist, der ist ein glücklicher Mensch. Wie wahr, denn eben aus diesem Grunde sind Tiere glücklich! Wenn es nicht stimmte, warum

leben dann so viele von uns ein tierisches ~~Dasein? Nein, Tiere sind glückliche Geschöpfe~~, glücklich wegen der Behaarung des Körpers.

Über Luarsabs sonstigen Körper läßt sich schwerlich etwas sagen, seine Brust aber war ein Schweinsborstengestrüpp – willkommene Zuflucht für allerlei zweifelhaftes Getier in Augenblicken der Gefahr, jedoch... Was heißt: jedoch? War Luarsab vielleicht nicht glücklich? Ach, hätte der Verfasser dieser Zeilen so viele Lebensjahre vor sich, wie Luarsab Neider unter den gleichaltrigen Adelsöhnen besaß! Schon allein sein Haarwuchs war Grund genug dafür, von anderem ganz zu schweigen. Was also konnte Luarsab beklagen? Fehlte es ihm an Fleisch, an Farbe? Raubten ihm, wie manchem Unglücksraben, sorgenschwere Gedanken den Schlaf und verdarben ihm den Appetit? Keineswegs, er sah rund und rosig aus, und er aß, trank und schlief ohne Not. Was mehr kann ein Georgier sich wünschen, der Glück und Unglück am Haarwuchs mißt und dessen Schicksalsaufgabe es ist, sein Lebtage mit der Mütze Fliegen zu jagen?

Mein Leser langweilt sich doch nicht? Natürlich, er muß sich langweilen: Hier gibt es keine Liebestollheit, keinen Meuchelmord, kein sitzengelassenes Mädchen, das sich ins Wasser stürzt – kurz, es fehlt an allem, was eine zur Unterhaltung geschriebene Geschichte würzt. Wie also soll sich der Leser nicht langweilen? Doch will ich ihm sagen: Nicht zu des Lesers Zerstreuung ist meine unschöne Geschichte verfaßt. Nein, sie soll ihn nachdenklich machen, und wenn er Langeweile und Verdruß verspürt, dann ist es gerade recht, weil nämlich Verdruß und Nachdenklichkeit zusammengehören wie Bruder und Schwester. Ich will, daß nicht der Mangel an Unterhaltsamkeit den Leser verdrießt, sondern daß das, wovon er liest, ihm zu denken gibt. Sollte meine

unschöne Geschichte dazu taugen, so kann und will ich mehr nicht verlangen; mein lieber gelangweilter Leser! Und falls sie nicht dazu taugt, was kann ich noch tun? Mein einziger Trost wird sein, daß »nutzloses Tun immer noch besser ist als nutzloses Dasitzen«. Der gute Spruch hat schon manchen Untüchtigen gestärkt, also klammere auch ich mich an ihn.

Wenn Luarsab den oben beschriebenen Wonnen frönte, konnte er es nicht aushalten, wenn jemand sein Dasein störte, das heißt sein feierliches, hoheitsvolles Hin- und Herrollen auf der Liege. Ihm mißfallen Gäste, tadelten ihn die törichten Leute, aber wenn dem so war, dann doch nicht aus Geiz! Wie kann einer so etwas denken. Verträgt sich vielleicht Geiz mit einem Georgier? Feuer und Eis verzehren doch einander, nicht wahr? Nein, wenn der Hausherr keine Gäste mochte, dann nur darum, weil er ihretwegen aufstehen und sich ankleiden mußte. Aufstehen, das wäre noch gegangen, das hätte Luarsab nicht so sehr erschreckt, doch war es sein Tod, sich ankleiden zu müssen. Den Sommer brachte er am liebsten in Hemd und Unterhosen, wenn es nach ihm ging, wenn aber nicht – was blieb ihm übrig. Im Winter zog er immerhin einen Pelz übers Hemd, sobald hoher Besuch kam, zum Beispiel der Landrichter. Zu der Zeit nämlich, da meine Geschichte spielt, war der Landrichter noch ein großer Mann, heutzutage, da es die verflixten Schulen gibt, gilt er freilich nichts mehr. Früher aber, ja, da war er so groß, daß nicht viel fehlte, und man hätte das Sprichwort vom adligen Gast auf den Besuch des Landrichters umgemünzt. Etwa so: Wenn der Richter ist dein Gast, merke dir, das ist kein Spaß. Noch heute weiß jeder Bauer, daß der Besuch des Landrichters kein Vergnügen ist, früher aber wußte das auch der Edelmann.

Die Fürstin Daredshan war nicht so faul und träge wie ihr Gatte Luarsab – in dieser Hinsicht glichen sie einander, wie vorm Angesicht des Herrn, nur wenig. So zeigt sich, daß sie beide zwar von derselben Farbe waren, im Charakter allerdings verschieden. Sobald nämlich die Fürstin am Morgen die Augen aufschlug, fuhr sie wie ein Falke aus dem Bett, band sich Stirnband und Kopftuch um, streifte das Kattunkleid über – in der Eile bisweilen verkehrt herum – , schlüpfte in die Pantoffeln, und – hei! – rannte sie zu jenem windschiefen Strohbüchchen, in dem das Gesinde hauste, mehr schlecht übrigens als recht. Zu drollig war all die unnütze Geschäftigkeit unserer Fürstin anzusehen. Das runde, dralle Frauchen kullerte oftmals von frühmorgens an bis zum Mittag umher wie ein Wollknäuel. Zu tun gab es noch und noch: hier verdiente ein über der Näharbeit dösendes Mädchen einen ermunternden Puff, dort benötigte ein zerlumpter, schmuddeliger Junge einen Nasenstüber, damit er beim Putzen des Leuchters nicht einschlief, allerorts mußte geschimpft und gescholten werden – weshalb, wußte die Fürstin oft selber nicht, doch sie fluchte, rügte, wies zurecht – kurz, alles, was sich über Nacht in ihr angestaut hatte, schüttete sie über ihre dienstbaren Geister aus, um danach müde und erschöpft ins Haus zurückzukehren. Wehe, wenn ihr da eine Bedienstete in die Quere kam – die erhielt auch einen Knuff, begleitet von dem Wunsch, daß der Blitz sie treffen möge. Vollends entkräftet erschien unsere Fürstin schließlich im Zimmer, wo sich zumeist der wie ein Weinschlauch pralle Fürst noch auf der Liege wälzte und, falls gerade Sommer war, die Fliegen an der Decke zählte. Einmal kam es zwischen den beiden zu einem überaus inhaltsreichen Gespräch. Es war mitten in der Gluthitze eines Sommertages, noch vor dem Mittagmahl, als Daredshan soeben ihr höher beschriebenes Tagwerk

verrichtet hatte und schweißgebadet ins Haus hereinrollte. Als Luarsab sie so sah, wie ihr der Schweiß über die roten Wangen perlte, dachte er voll tiefster Zufriedenheit: Was für eine segensreiche Frau, was für eine Stütze des Hauses! Dank dir, mein Schöpfer, daß du mir ein solches Weib beschert hast!

Dies gedacht, wälzte sich der Gott und den Menschen für sein bescheidenes Glück dankbare Fürst auf die andere Seite herum. Solches Herumwälzen war bei Luarsab stets ein Ausdruck höchsten Wohlbefindens.

»Wo bist du gewesen, meine Liebe, was hat dich so erschöpft?« fragte er die Fürstin.

»Ja, wo schon, mein Lieber? Der Haushalt verlangt das seine, der Hof, alles will beaufsichtigt sein«, antwortete Daredshan.

»So ist es, meine Teure, mein Schatz. Ich sehe, du bist eine richtige Hausfrau.«

»Nicht wahr?« Die gelobte Fürstin blähte sich wichtigtuerisch. »Man kann gar nicht genug auf die Leute aufpassen, ohne Anweisung schlagen sie sich nur den lieben langen Tag den Bauch voll.«

»So ist es, wahrhaftig.«

»Viele wissen einfach nicht, wie man mit diesem Volk umgeht.«

»Du sagst es, meine Liebe, woher sollen sie auch.«

»Manchmal muß man sie einfach so, ohne Grund, zurechtweisen. Ein bißchen Schelte schadet nichts, das flößt ihnen Respekt ein, ohne Respekt nämlich wehe deinem Feind!«

»O ja. Wehe deinem Feind!«

»Diese Bauern sind störrisch wie Esel: wenn so ein Esel bockt, kannst du ihn mit der Rute schlagen, soviel du willst – wenn du ihn nicht schon vordem gezüchtigt hast, geht er keinen Schritt.«

»Ganz recht, der Bauer muß schon vordem gezüchtigt werden, sonst bockt er wie

ein Esel«, erwiderte Luarsab, abermals ~~verblüfft über die Klugheit seiner Frau.~~

»Stimmt denn etwa nicht, was ich sage, mein Lieber?«

»Wie sollte es nicht stimmen? Du hast völlig recht. Eine Frau wie du glaubt ja sogar an das, was sie träumt«, plapperte Luarsab unüberlegt, er wußte selber nicht, wie ihm die Worte über die Zunge gekommen waren.

Luarsab schwing betreten und starrte hinauf zur Decke, wo Fliegen zu Grüppchen versammelt saßen. Auch Daredshan, die unterdessen an einem Wollsocken strickte, war stumm.

Nach einer Weile rief Luarsab: »Daredshan, du kluges Weib, rate doch mal, wie viele Fliegen da auf dem Brett sitzen!«

»Wo?« fragte Daredshan.

»Na, oben an der Decke.«

Wie sollte Daredshan wissen, ob nicht der Spaßvogel Luarsab während ihres Schweigens die Fliegen schon gezählt hatte!

»Wie viele?« fragte sie. »Warte, laß mich sie zählen.«

»Ach, das kann ich auch. Raten sollst du.«

»Raten? Na gut. Dreißig werden es sein.«

»Ha, falsch, meine Liebe.«

»Wie viele sind es dann?«

»Soll ich's dir sagen? Nein, ich sage es nicht.«

»Sag schon, wenn du's weißt.«

»Vierzig sind es. Ätsch, ich hab's geraten.«

»Geraten... Du hast sie bestimmt gezählt, wie damals. So kann ich das auch.«

»Bei allem, was mir heilig ist, ich hab nicht gezählt.«

»Woher weißt du dann, daß es vierzig sind?«

»Woher? Daher, weil ich Grips im Kopf habe.«

»Und ich? Hab ich vielleicht keinen Grips im Kopf?«

»Jaja, meine Beste, bloß, wie kann sich ~~Welbergrips mit Männergrips messen?~~ Ich habe eben geschätzt, daß es vierzig sind.«

»Wenn's nun aber keine vierzig sind?«

»Dann darfst du ein Bußgeld von mir verlangen.«

»Komm, laß uns die Fliegen zählen.«

Die Eheleute machten sich ans Fliegenzählen. Wie sich herausstellte, waren es sogar mehr als fünfzig.

»Von wegen, er hat's geraten!« rief Daredshan schadenfroh. »Geraten hat er's, mein Herr und Gebieter, weil er nämlich Grips im Kopf hat!«

Verlegen suchte Luarsab nach einer Rechtfertigung. »Ein paar sind weggeflogen, vorher waren es vierzig«, behauptete er.

»Das ist ja noch schöner. Wenn welche weggeflogen sind, müßten es jetzt weniger sein, aber da sitzen mehr als fünfzig!«

Luarsab schwitzte vor Scham – mußte er auch solchen Unsinn schwätzen! Um seine Schlappe zu überspielen, fletschte er die Zähne (eine Miene, die die Fürstin als Lächeln verstand) und sagte: »Teufel noch eins, wie konnte ich mich so vertun, ich hab sie doch viermal gezählt.«

»Ich denke, du hast sie nicht gezählt?«

»Hältst du mich für den weisen Salomon? Wie sollte ich's denn raten, ohne zu zählen? Herrgott, ich hab mich eben geirrt, mein Seelchen, sonst wärest du hübsch von mir besiegt worden, glaub mir.« Luarsab lächelte seine für dieses Mal siegreiche Gattin honigsüß an.

»Aber zuerst hatte er nicht gezählt, der Schelm!« brummte, gleichfalls schmunzelnd, die Fürstin.

»Ich hab's doch eingestanden, mein Liebes, was willst du mehr?«

»Dein Leben und dein Glück will ich, mein Goldi! Was sollte ich mehr wollen?«

»Daredshan, bitte.« Luarsab schmolte, er war verlegen. »Wenn du mich liebst, denn nenne mich nicht Goldi.«

»Ja, warum denn nicht?«

»Es paßt nicht zu mir. Goldi, so kann man ein Schoßhündchen rufen, das geht noch, aber bei einem Mann gehört sich das nicht.«

»Bist du denn nicht mein Schoßhündchen, wie? Zum erstenmal höre ich das von dir!« Daredshan schluchzte unversehens laut los, glaubte sie doch, daß, wenn Luarsab nicht mehr ihr Schoßhündchen war, er überhaupt nichts mehr von ihr wissen wollte.

Luarsab sah, daß er seiner Eehälfte unnötig Herzeleid bereitetete, und um Daredshans Befürchtungen zu zerstreuen, sagte er mit gebleckten Zähnen: »Aber ja doch, Liebes, ich bin dein Schoßhündchen, aber ja.« Was für ein zungenfertiges Weib! fand er im stillen – mit der Kunst eines Dichters hatte sie ihn zu ihrem Schoßhündchen gemacht! Luarsab seinerseits suchte nun nach einem zärtlichen Vergleich, aber wie jedesmal, wenn

er in derlei Nöte geriet, standen ihm allerlei Leckerbissen vor Augen: gedörrter Störrücken, Schweinshachse mit Knoblauch und anderes mehr. Waren das vielleicht Kosewörter? Am Ende fielen Luarsab doch noch ein paar schöne Namen ein.

»Weißt du, was du mir bist?« fragte er. »Du bist die Gartenkresse meiner Seele, meines Herzens Estragon, das Salz meines Hirns. Bei der Gesundheit meines verehrten Schwiegervaters, klingt das nicht gut?«

Vor lauter Freude über seine Findigkeit ließ Luarsab die Zähne blitzen. Daredshan war gleichfalls entzückt. Auf diese oder ähnliche Weise verbrachte das Paar oftmals seine Zeit. Die Beneidenswerten, die Glücklichen!

(Ausschnitt: deutsche Übersetzung aus dem Georgischen von Kristiane Lichtenfeld)

Steffi Chotiware-Jünger

Georgische Dramen in Deutschland ab 1945 Teil 2: Georgische Märchen ¹

Das erste georgische Märchen auf einer deutschen Bühne wurde im Jahre 1970 inszeniert, 25 Jahre nach der Eröffnung des ersten Kinder- und Jugendtheaters in Ostdeutschland. Die Inszenierungen der beiden georgischen Märchen

– Nachutzrischwili ², Tschintschraka oder Das große Abenteuer eines kleinen Gauklers (1970–1990, Aufführungen in verschiedenen Städten)

– Nachutzrischwili/Gamreqeli, Der Aschenstocherer oder Kopf muß man haben (1980–1990; Aufführungen in verschiedenen Städten)

sind gerade in einem nicht unwesentlichen Maße mit diesen Kinder- und Jugendtheatern verbunden. Die im Vergleich zu den sieben in Ostdeutschland aufgeführten georgischen Dramen ³ sehr intensive Aufführungspraxis (sowohl in bezug auf die Anzahl der Theater als auch in bezug auf die Anzahl der Aufführungen pro Theater) wird durch die gute Zu-

1. Teil 1: »Aufführungen in Ostdeutschland« erschien in *Georgica* 15 (1992) 127–135.

2. Namenangaben wie im deutschen Original.

3. Vgl. Teil 1.